

Sie dort Ihren ersten Whiskysoda trinken, pfeifen Sie auf sämtliche Alligatoren, auf mich und auf die ganze verdammte grüne Hölle hier. — Weiter, Pintado!"

Der Deutsche sah nach der Uhr. „In vier Stunden können wir wieder in meiner Lehbude sein, vorausgesetzt, daß unsere Arche nicht zu guter Letzt von einer tückischen Palisada gespießt und wir von den lieben Piranhas sehr sauber skelettiert werden oder den Alligatoren zwischen die Kiefer geraten. Vielleicht wäre es das Beste für unsereinen.“

Der Engländer widersprach nicht. Er kannte den Gastfreund. — Was war das auch für ein Leben in der elenden Baracke am Strom, dieser greulichen Behausung aus Lehm und Wellblech am Rio Marmellos, wo der Deutsche für sein Haus in Manaos Kautschukbolachas stapelte! — Alle Vierteljahre erhielt er durch den „Francisco Telles“, den brasilianischen Dreckkasten, der die Fieberlöcher an den Strömen abklapperte, Post, altbackene Zeitungen, Konserven, Munition, Zigarren, Portwein, Whisky, ein paar neue Grammophonplatten für sich, dazu grobes Baumwollzeug, Äxte und Messer, Alkohol giftigster Marken, schrecklichen Zwieback, schauderhaftes Dörrfleisch und schweren Tabak für seine Kautschukzapfer, Ruderer und Arbeiter. Aber jeden Tag mußte er mit schwerer Malaria, wilden Indianern oder Räuberbanden halbvertierter Mischlinge rechnen.

In dieser grünen Hölle, die sich Amazonien nannte, diesem „lebendigen Friedhof“ für den Weißen, wo jede Moral zum Teufel ging, hatte sich dieser Pedro Hansen als anständiger Kerl gehalten, war nicht Morphinit, nicht einmal Säufer geworden. Er hatte sogar mit den wilden Parintintins stromaufwärts, die immer noch Gelegenheitskannibalen waren, den Landfrieden zu wahren gewußt, ohne daß er mit Barackengesindel die Malocas der Indianer überfiel, die Männer niederknallte oder als Zwangsarbeiter wegschleppte und ihre Weiber Neger und Cafuzos preisgab, wie es sonst gute Sitte bei den Kautschukhändlern in der grünen Hölle war.

Heute hatte Hansen wieder seinen schlechten Tag. Vorsichtig begann Jefferson: „Schade um den Alligator! War ein starker Bursche.“

„Ja, einer von den Menschenfressern. Es gibt mehr davon als genug. In allen Farben und Größen. Ich habe einmal sogar

einen blauen Alligator gesehen. Die Geschichte ist aber zu anstrengend für diese Backofenhitze.“

Nur das Geräusch der Paddel störte die flimmernde Stille auf dem Strom. Der Engländer möchte jetzt nicht mit Fragen kommen. — Ein blauer Alligator? — Vielleicht war es nur grobes Jägerlatein. Aber Han-

sen log sonst nicht. Hatte er nicht Wort gehalten, als er ihm einen Mondtanz der wilden Parintintins versprach, eine echte, wüste Indianerorgie, die sonst ein Weißer nur sah, wenn er dabei eine höchst unerwünschte Rolle spielte?

Noch schauderte Jefferson, wenn er an die bleichen Schädel dachte, mit denen die weitschallende Mangaré, die Signaltrommel der Wilden, geschmückt war, an die Halsketten aus Menschenzähnen, an die abgenagten Knochenreste, die ihm Hansen verstohlen auf den Abfallhaufen abseits der Malocas gezeigt hatte. Die Ameisen kribbelten rastlos darauf umher. Menschengebein!

Den Mondtanz hatte er sehen dürfen, zu dem die nackten Weiber sich kunstvoll bemalt hatten; die wilden Szenen beim Klang der Rohrflöten und Bambusschalmeien, beim Schütteln barbarischer Rasseln, das Schwingen der Speere, das Spannen der Bogen beim angedeuteten Kampf. Schaurig hallte der ewige Schrei „Ya Taipeté! Ya Taipeté!“ aus dem mondbeglänzten, schweigenden Urwalde wieder. Die Kalebassen mit dem widerwärtigen Rauschtrank aus zerkauter Maniokwurzel wurden nicht leer. Stundenlang ging das unmäßige Zechen und der Tanz auf der hellen Lichtung wie ein Hexensabbat weiter, bis schrilles Kreischen der Weiber gellte, die von den Berauschten weggeschleppt wurden. Und ihnen, dem Deutschen und dem Engländer, war nichts geschehen!

Aber eine ganze Nacht hindurch hatte Jefferson vergeblich in seinem Zelt auf

